

Friedrich Ani: „Stift“

## Warten und Schweigen

Von Nico Bleutge

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 02.08.2024

**Der Schriftsteller Friedrich Ani, der in diesem Jahr seinen 65. Geburtstag gefeiert hat, ist bekannt für seine Kriminalromane. Gerade hat er seinen Privatdetektiv Tabor Süden wieder auf die Reise geschickt, vielleicht auf dessen letzte, wie Ani in einem Interview angedeutet hat. Ani ist aber auch Lyriker und hat zeitgleich mit dem Roman einen neuen Gedichtband, „Stift“, veröffentlicht.**

Ein Haus in einer großen Stadt. Jemand ist allein in seinem Zimmer. Darin befinden sich nicht mehr als ein Tisch und ein Stuhl. Und ein Buch, in dem der Sprecher immer wieder liest – und das ihn anregt, über sein Alleinsein nachzudenken:

„Ich winke manchmal,  
weil ich's kann und  
nicht verlernen  
will, ich winke  
lang, ich warte  
still auf nichts als  
auf die Gnade  
eines gottgegebenen  
Lichts“

Neben dem Warten ist es das Schweigen, das die Figur beschäftigt. Doch in ihrem Kopf laufen die Fragen hin und her, von einer „verteufelt gefälligen“ Stimme ist die Rede, aber genauso vom „Herrn“.

### Ein Zweifelnder spricht

Friedrich Ani holt die Lesenden direkt hinein in die Gedanken und Empfindungen seiner Figur, die ein ums andere Mal in die Erinnerung abdriftet. Und schnell zeigt sich: Ein Zweifelnder spricht in Anis neuem Gedichtband. Einer, der mit Gott und dem eigenen Glauben hadert und der zugleich nach der Liebe sucht. Der sich selbst wahlweise als Reisender, als Diener oder als „Laie (...) in profanem Zuhause“ sieht. Der, zum Zeitpunkt des Schreibens 70 Jahre alt, einmal Teil einer Klostersgemeinschaft gewesen ist, sich aber inzwischen von allen konfessionellen Glaubensformen losgesagt hat. Mit Anis berühmtem Ermittler Tabor Süden hat er dabei wenig gemein, als Skeptiker ist er aber eine typische Ani-Figur und ähnelt am ehesten seinem Kommissar Polonius Fischer, der in einem früheren Leben ein Mönch war.

Die Mehrfachbedeutung des Titelwortes „Stift“ dekliniert Ani konsequent durch. Mal spielt er auf die kirchliche Anstalt mitsamt den dazugehörenden Gebäuden an, mal auf „Stift“ im Sinn

Friedrich Ani

### Stift

Gedichte

Suhrkamp Verlag, Berlin

219 Seiten

20 Euro

von „kleiner Junge“. Dann wieder ist mit dem Wort der Lehrling gemeint, der von allen Menschen, die ihm begegnen, etwas lernen kann. Und natürlich das Schreibgerät, als Bild für den flüchtigen Ort der Sprache, das genauso auf die Tätigkeit des Sprechers verweist wie auf die Poetologie des Bandes:

„Fern vom Stift ist keine Gegend.  
Schreibend erfinde ich die Stadt,  
Nachbarn, schneebedeckte  
Dächer, Stimmen im  
Hinterhof und eine Bar, in der  
Liebende geboren werden“

Vor dem Hintergrund der ständig wechselnden Gedanken verwundert es nicht, dass Gegenwart und Vergangenheit in den Gedichten nicht sauber getrennt sind, sondern sich stets aufs Neue überlagern. So bleibt beim Lesen oft angenehm offen, an welchem Ort und in welcher Zeit man sich gerade befindet. Derweil stapft der Sprechende durch den „Schnee / seiner Erinnerung“, wie er es einmal nennt, beschäftigt sich mit dem Verhältnis zu seinem autoritären Vater, das eher einem Nicht-Verhältnis gleicht, und erforscht die Katakomben der Kindheit:

„Wild wuchs  
die Blume meines  
Zorns, ich war erst  
sieben, später zwölf,  
das Dorf ein Dorn  
in meinem Herz, es  
donnerte dagegen  
an, es galoppierte  
in mir tags und in den  
Träumen, mir träumte, ich  
entkäme dem Gehege, und  
am Morgen wär ich  
wo.“

### **Paradoxien und Brüche**

Vom „Zorn“ zum „Dorn“ und von „dagegen“ zum „Gehege“: Mithilfe solcher Ketten von Binnenreimen und Assonanzen hat Ani seine Gedichte gebaut. Ein Verfahren, das wie das Spiel mit Orten und Zeiten oder der Zeilensprung die Sinnbildung immer wieder produktiv verschiebt, auf Dauer aber etwas schematisch wirkt.

Überhaupt hat der Band seine Stärken dort, wo Ani die widersprüchlichen Gedanken und Empfindungen seiner Figur auch in die Form des Sprechens einsenkt. Wo die Skepsis gegenüber Gott und der Welt nicht einfach behauptet wird, sondern in Paradoxien und Brüchen ihren Ausdruck findet:

„Ich bin jetzt hier und  
bin doch nirgends.  
Ich bleib jetzt

hier und bleib doch  
nirgends. Ich werd jetzt  
hier sein und doch  
nirgends.  
Nirgends.  
Bloß  
hier an  
diesem  
keinen  
Ort“

Nicht alle Gedichte haben diese schlanke Form und diese Kürze. Wenn der Sprecher etwa von seiner früheren Glaubensgemeinschaft berichtet, bekommen die Verse bisweilen etwas allzu Erzählerisches und verlieren sich in einer Art Plauderton.

Zudem greift Ani in seinem, wie es heißt, „Stottern / und Buddeln nach Wörtern, die alle / kapieren“, immer wieder zu Wörtern, die allzu bekannt sind, es mögen Fragen nach dem Muster „Was hab ich getan?“ sein oder Formulierungen wie „gierige Stadt“ und „uraltres Treiben“.

### **„Das Biest nebenan“**

Dazu kommt die recht unglückliche Entscheidung (des Autors? des Verlags?), dem „Stift“-Zyklus einen ebenso langen Abschnitt aus Gelegenheitsgedichten anzufügen. Diese Verse haben kaum etwas mit dem ersten Teil des Buches zu tun und lösen das Versprechen ihrer Überschrift, „Das Biest nebenan“, in keinsten Weise ein. So halte man sich an den Titelzyklus und seine Widerspruchsverse. Denn nur dort sind die wahren Biester zu finden.